

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 10. — Sonntag, den 3. März 1929.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

275 Jahre Johanngeorgenstadt

Johanngeorgenstadt — die Bergstadt an der Grenze — ein Städtlein, weit über die engere Heimat hinaus bekannt, feierte am 23. Februar d. J. sein 275jähriges Stadtjubiläum. Haben wir der Feststadt in unserer „D.-Z.“-Ausgabe vom 23. und 26. Februar bereits ausführlich gedacht, so ist doch hier in den „Erzgebirgischen Heimatblättern“ der richtige Platz, in Wort und Bild den geschichtlich wertvollen Augenblick der alten Grenzstadt festzuhalten. Johanngeorgenstadt ist die jüngste unter den Bergstädten des Erzgebirges und wurde durch aus Böhmen vertriebene Lutheraner (Ergulanten) gegründet. Schon 1651 flohen acht Ergulanten aus Platten (welches bis 1556 zu Kursachsen gehörte und unter jesuitischer Bedrückung schwer zu leiden hatte) und siedelten sich, nachdem „hohe Churfürstliche Genehmigung erteilt“ war, am Fastenberg an. Das älteste Haus der Fastenberg-Ansiedlung ist die heutige Zinnermühle an der Reichsgrenze, vom Plattener Ratsbeisitzer Mathies Weigel (der erste Ergulant) erbaut. Der wackere Mann brachte sieben Ergulantenfamilien darin unter. In der Silvesternacht 1653/54 flüchteten die Ergulanten in hellen Haufen über die Grenze, es kamen über hundert Familien. Am 23. Februar 1654 erhielten die Flüchtlinge vom Kurfürsten die Erlaubnis zur Stadtgründung, welche „Johanngeorgenstadt“ zu nennen sei. Den Glaubenstreuern wurden Raum und Holz zum Bau gewährt sowie die Errichtung von Kirche, Gottesacker, Pfarrhaus und Schule gestattet. Später erhielt die Stadt das Recht, Mahl- und Schneidemühlen sowie einen Schlacht- oder Küttelhof zu bauen und das Recht des Bierbrauens auf eine Meile in der Runde. Hauptsächlich wurde Bergbau betrieben, u. schon nach zwanzig Jahren gab es hundert Gruben, 1700 aber 85 auf Silber und 350 auf Zwitter.



Die Feststadt Johanngeorgenstadt.

Unsere Jäger auf dem „Wege“ zur Wildfütterung im Königswalder Revier.

Die Not des Wildes während des strengen diesjährigen Winters haben wir in unserer Tageszeitung wiederholt eingehend besprochen. Unsere Jäger lieben das Wild der erzgebirgischen Wälder und ziehen, wie unser Bild zeigt, immer wieder und wieder zu Wildfütterungen aus.



Rehe und Häslein harren schon an den Futterplätzen. Die Not hat sie so zahm und zutraulich gemacht, daß sie nicht mehr vor den Menschen flüchtig werden. Im Oberwiesenthaler Wald fütterte da kürzlich auf der Waldstraße ein Fuhrmann seine Pferde. Als er ein Bündel Heu austreute, siehe, da trat aus dem Walde ein stattlicher Hirsch, gesellte sich zu den Pferden und stillte seinen Hunger. „Hunger tut weh!“ Unser Bild in den Wäldern und auf den Feldern hat das in diesem eiskalten, rauhen Winter mehr denn je erfahren müssen. Solche Not zu lindern, ist auch eine Christenpflicht, die unsere Jäger und Waldeute jetzt ausüben.

Nach und nach wurden die Gruben unrentabel und wurden zusammengelegt (1760—1810), die 700 Mann starke Belegschaft wurde auf 300 vermindert. Heute gibt es nur noch vier Bergwerke, „Vereinigtes Feld im Fastenberg“ mit etwa 50 Mann Belegschaft. Es wird hauptsächlich Bismut und Uranpechblende gefördert. Alljährlich am Fasten-Dienstag findet das Bergfest zur Erinnerung an bergmännische Sitten statt. Knappschaft, Bergbeamte und Schmiede vereinigen sich zu einem „Bergaufzug“ unter Führung des Bergdirektors. Als Wahrzeichen vergangener Zeiten wird der längst außer Betrieb gesetzte Pferdeöbel, mit dem die Förderkästen heraufgewunden wurden, erhalten. Der Heimatschutz wacht über seine Erhaltung; er ist der einzige noch existierende seiner Art in Deutschland. Neben dem Bergbau machte sich nach und nach, auch die Industrie bemerkbar. 1815 gab es schon 1200 Klöpplerinnen und 17 Posamentiermeister. Auch Viehzucht wurde getrieben, man hielt in der Stadt über 300 Kühe und 80 Ziegen. Das erste industrielle Unternehmen gründete der Ergulant Kaspar Wittig 1651, das Hammerwerk am Fastenberg, darin Roh- und Stabeisen erzeugt wurde. Aus diesem Hammerwerk entstand der Ort Wittigsthal. In Johanngeorgenstadt ist heute die Glacehandschuh-Fabrikation die Hauptindustrie. Hier und in Grenoble werden die feinsten Handschuhe der Welt gemacht und gehen in alle Weltgegenden, besonders nach New York und San Francisco. Die Amerikanerin will in ihrem Handschuh den Stempel „Johanngeorgenstadt“ sehen, sonst ist er nicht ladylike; sie prunkt damit. Andere Industrien von Bedeutung sind die großen Kunstschlereien, Pianoforte- und Pianola-Fabriken, Metallwaren-, Büromöbel- und Uhrenfabriken sowie Dampf-

sägewerke. Aus einem Urwald, darinnen Wölfe und Bären hausten, ist die heutige Stadt, diese schöne Bergstadt, entstanden. Terrassenförmig steigt sie aus dem Schwarzwassertal den Fastenberg hinan (720 bis 830 Meter), überall einen herrlichen Ausblick auf die Umgebung gestattend. Es war nicht immer so. Gar viel Wald mußte erst geschlagen werden, bevor man sich ausdehnen konnte und einen Ausblick bekam. Um den einen oder großen Marktplatz zu schaffen, mußten an 1700 größere Bäume ausgerodet werden.

Wenn auch die Stadt unter Kriegsdrangsalen schwer zu leiden hatte, stets erholte sie sich durch Fleiß und Beharrlichkeit ihrer Bürger schnell wieder. Am 19. August 1867 aber zerstörte eine Feuersbrunst die Stadt vollständig, kein Haus blieb verschont, die altehrwürdige Kirche, die Schule, das interessante Rathaus mit seiner wundervollen Kunstuhr, alles war in wenigen Stunden ein Raub der Flammen. Ein Augenzeuge erzählt:

„Das Feuer brach vormittags in der Körnerstraße aus. Es ging starker Wind, der die Flammen schnell über die meist schindelbedeckten Häuser trieb. Bald dachte niemand mehr an Löschten, ein jeder suchte von seiner eigenen Habe zu retten, was zu retten war. Von weit und breit waren Leute herbeigeeilt, um zu helfen; man sammelte die verirrteten Kinder und führte sie den Angehörigen zu, zu retten war nichts mehr. Am Abend war die Stadt ein glühender Trümmerhaufen, nur der massive, alte Kirchturm ragte rauchgeschwärzt daraus hervor, und weinend saßen die Einwohner nachts auf der wenigen geretteten Habe.“

In ganz Deutschland wurde für die unglückliche Stadt gesammelt, und die Sammlung ergab 216 477 Taler und 27 Neugroschen. So schnell man konnte, baute man wieder auf, da Herbst und Winter vor der Tür standen; man kümmerte sich weniger um architektonische Schönheiten als darum, schnell wieder ein Dach über dem Kopf zu haben. Immerhin war erst 1872 die Stadt wieder vollständig aufgebaut.

Johanngeorgenstadt zählt heute etwa 7500 Einwohner und ist mit allen modernen Einrichtungen versehen, Hochwasserleitung, Licht- und Kraftanlagen, Krankenhaus usw. Würdig und schön hat man die Kirche wieder erbaut, der alte, massive Turm, welcher dem Feuer widerstanden, ist geblieben, zurzeit ist die Kirche wieder restauriert, die Vorhalle ist zu einer würdigen Ruhmeshalle für die im Weltkrieg gefallenen Helden der Stadt umgestaltet worden, eine Schöpfung des jetzigen Pfarrers. Die prachtvoll gemalten Kirchenfenster über dem Altar sind vom Ministerium des Innern gestiftet und wirken in ihrer Farbenschönheit wundervoll. Zwei überlebensgroße Gemälde, eine einwandernde, geklüftete Erlanten-Familie und eine betende Beramanns-Familie am Ertisch darstellend, sind noch nicht ganz fertiggestellt. Sie weisen sinnvoll auf die Gründung der Stadt und den Bergbau hin.

Bedauerlich ist, daß das alte Rathaus nicht wieder in seiner früheren Gestalt hergerichtet wurde; es war schöner als der jetzige Steinbau. Der Oberstock bestand aus Fachwerk mit schön verstrickten Balken, die Mitte krönte ein Türmchen. Das Dach war links und rechts von zwei Erfern flankiert. Die Turmuhr hatte bei den Zeigern zwei Böcke stehen, darunter einen Bergmann; beim Viertelschlagen stießen die Böcke aneinander, beim Stundenschlagen nahm der Bergmann seinen Hut ab, zählte mit dem Munde und gab die Zahl der Schläge mit einer Wünschelrute an. Eine Abbildung dieses Kunstwerkes und des Rathauses befindet sich dortselbst.

Besondere Anziehungskraft übt die Stadt auf den Wintersport aus. Sie ist im Besitz der höchsten und schönsten Stilsprungchanze, sodaß ein Sportfest das andere jagt. Doch auch der Sommer bietet seine Freuden. Die Schönheiten der Umgebung schätzte Goethe schon, welcher am 18. August 1785 im „Sachsenhof“ wohnte und Johanngeorgenstadt und Umgebung in seinem Briefe an Frau v. Stein rühmte. Tausende von Touristen und Ausflüglern besuchen die Stadt, und Sommerfrischler suchen und finden hier Erholung und Ruhe.

Der äußerst rührige Bürgermeister, Herr Dr. Bobbig, und der Stadtrat streben eifrig vorwärts; so manches Neue soll entstehen, doch fehlt es zurzeit noch an Mitteln, die Projekte auszuführen. Das 275-Jahr-Jubiläum wurde der Witterung wegen nur in bescheidenem Rahmen gefeiert, man erwägt, dafür im kommenden Sommer ein Heimatfest mit Bezug auf das Jubiläum zu arrangieren.

Besiedlung und Geschlechter von Gelsenau.

Vortrag im Chemnitzer „Roland“.

Eine Frankenbesiedlung?

Im „Roland“, dem unermüdlich tätigen Verein zur Förderung der Stamm-, Wappen- und Siegelkunde, sprach dieser Tage Prokurist Hofmann-Burkhardtsdorf über „Die Geschlechter der Gemeinde Gelsenau“. Der von einem außerordentlichen Quellenstudium zeugende Vortrag bot auch viel über den eigentlichen Forscherkreis hinausgehendes Interessantes, da der vorausgehende ortsgeschichtliche Ueberblick bezeichnend war für die Besiedlung des Erzgebirges überhaupt.

Der Vortragende war bei seinen Familienforschungen auf ungewöhnliche Schwierigkeiten deshalb gestoßen, weil jetzt noch etwa 10 Prozent der gegen 7000 Einwohner Gelsenaus Hofmann heißen. Im 15. Jahrhundert betrug dieser Satz sogar 15 v. H. Er hat daher wenigstens für die Zeit bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Feststellung sämtlicher Personen erstrebt, die in Gelsenau gelebt haben. Zu diesem Zwecke hat er die in Frage kommenden Urkunden zusammengestellt und über sie eine Tabelle ausgearbeitet.

Um Aufschluß über die ursprüngliche Besiedlung Gelsenaus zu bekommen, ist der Vortragende den einzelnen Ausdeutungen des Wortes Gelsenau (früher Geilenau) nachgegangen. Am wahrscheinlichsten erscheint ihm bei der Gleichheit vieler Ortsnamen eine Besiedlung von Gelsenau und Umgegend durch Franken aus der Lahngegend, findet sich doch auch dort bei dem Orte Geilenau die Ortschaft Herold. Auch die

Anlage Gelsenaus als Angerdorf

(die durch Steige verbundenen Güter liegen erhöht zu beiden Seiten der Talmulde) scheint ihm dafür zu sprechen. Nord- und Südteil des Dorfes haben lange Zeit zu verschiedenen Herrschaften gehört. Sie besaßen aber einen gemeinsamen Thingstuhl. Auch blieb der in der Talmulde gelegene Dorfanger gemeinsam. Die Vornamen sind in Gelsenau in jener Zeit meist biblisch, besonders neutestamentlich. Daraus ergibt sich eine große Gleichnamigkeit, die führten besonders unter den Hofmanns zu einem umfangreichen Gebrauche von Spitznamen. Von besonderem Einfluß auf die Bevölkerung Gelsenaus war

die Pest von 1599,

die ein Drittel der Bevölkerung dahinraffte („wüste Güter“). Im dreißigjährigen Krieg verlagen die Quellen. Besonders verheerend wirkte der Einfall Baners.

Die Bevölkerung Gelsenaus, die ursprünglich fast nur Landwirtschaft betrieb, hatte, war später stark im Fuhrwesen beschäftigt (Salzfuhren). Ein weitverzweigtes Fuhrmannsgeschlecht war die Familie Uhlig. Später hatte die Maurerinnung in Gelsenau viel Zulauf; so viel, daß die Meister in der Annahme von Lehrlingen beschränkt wurden, weil es sonst an landwirtschaftlichen Arbeitern fehlte. Später nahm die Leinweberei überhand. Mitte des 18. Jahrhunderts kam die Strumpfwirkerie nach Gelsenau. Jetzt sind 60 Prozent der Bevölkerung Gelsenaus im Textilgewerbe beschäftigt.

An Künstlern stammen aus Gelsenau: Andreas Löcher, später in Augsburg, und Philipp Jakob Sud, dem der Altar der Kirche in Zschopau zuzuschreiben ist.

Nooch'n Felerohnd



D'r v'rhaarte Schtuhl.

Von Laura Herberger, Buchholz. (Nachdr. verb.)

„Liebe Aurelie! Schon seit Jahren hast du mir versprochen, mich mal in Dresden zu besuchen, aber wer nicht kam, war meine liebe Freundin. Da nun, wie du mir kürzlich schreibst, dein Mann jetzt arbeitslos ist, so lade ich Euch hierdurch herzlich ein, uns heute, Sonnabend in acht Tagen, auf 3—4 Tage zu besuchen. Es freut sich sehr darauf deine Gertrud Münzner.“

„Na Emil, ihe lädt uns de Münzner Gertrud obr emohl arnstlich ei, sie zu besuch'n. Do woll'n mr uns nár emohl auff'rass'n un e paar Tog hiesfahr'n“, saht de Paßl'r Aurelie zu ihrn Mah.

„Du hast gut red'n; de wäht's doch, doß iech ihe (jeht) de Arbeitslus'nunn'r'schtiging frieg! Wänn dos raus kám, doß mr ihe v'rasetn, do wir mir wuhl de Unn'r'schtiging gekürzt warn,“ mahnet dr Emil dodrauf.

„Ach sorg dich dodrib'r nett; 's Fahrgald borgt mir mei Bat'r un is Alff'n kost't uns doch nisch. Do schpar'n mr uns esugar noch wos drbei. Dos kaste ruhig sohng, wenn de gefregt warn sellst,“ saht de Aurele.

„Nu meinetwang, obr länger wie drei Tog kánne mr sei nett bleib'n; dänn dürst sich währnd dar drei Tog Arbett für miech find'n un iech wár v'rast, do wir iech ánn schinn W'r-weis frieng un dar wár mir gesund. De darfst ebb'r nett den't'n, doß mirsch lecht fällt, de Unn'r'schtiging ze huhl'n, viel lieb'r tät iech arbetten, zumohl iech gesund bieh,“ gob'r, dr Emil, zur Antwort.

„Nu dos is wuhl wahr, obr off die paar Tog v'rass'n wards nu nett abkumme,“ saht de Aurele.

Dr Emil läßt sich also bered'n, miet noch Drasend ze fahr'n, weil dr Schwieg'rva't'r 's Fahrgeld v'rlehnng wollt. Niemand war fruh'r (froher) wie de Paßl'r Aurele. Nu kunnt se doch nár endlich ihr W'r'schprach'n halt'n. Un in Drasnd war se doch ah noch nett gewa's'n. Amende fuhrn se bänn Münzn'r ah emohl miet off'n Dampfschiff!“

Nu war dar dr'sähnte Sunnohnd do; de Aurele hat schüh ne Ohnd zewor alles zeracht gemacht, ah fir jed'n e paar Bemme hattse nett orgass'n. Früh mit'n arsch't'n Zug giengs fort. Unn'rwags wur de Aurele nett fartig mit wunn'r'n. Die Schtreck war se ja ahm noch nett gefahr'n.

Wie se in Drasnd auschteng, wunn'r't'n se sich, doß niemand an Bahnhof war; zun Gelick war dr Emil in Drasnd bekannt, su doß se nooch ebb'r e zah Minut'n virn Münzn'r ihrer Vorsaaltir schtand'n.

Obr do gobs e grúße Enttäusching; dänn de Münzn'r Gertrud machet de Tir mit v'rundene Kopp auf, weil se ganz schraackliche Záhwieting hat. Se saht, noochdam se sich begrißt hatt'n, worim däh de Aurele nett e her geschriem hätt, ihr Kart' wár ahm erscht kumme. Un ihr Mah war nooch'n Weiß'n Hirsch gefahr'n, weil se nett geschriem hatt'n. Un virn Ohnd kánnt 'r nett wied'r do sei.

„Do gab iech Eich ánn gut'n Rot; Ihr fahrt ah nooch'n Weiß'n Hirsch, wänn Ihr Eich ewing ausgeruht hat. Ihe trinkt'r obr arsch't Raffee! Dr Zug fährt in fünfoiert'l Schtund,“ saht de Gertrud.

Dr Aurele war alle Fräd v'rgange; dänn ihr Bat'r hat ihr doch bluß 's Fahrgald bis Drasnd v'rlegt; wänn nu ihr Emil nisch wett'r eihgeschteckt hat, wie soll't'n se däh nár nooch'n Weiß'n Hirsch kumme!

Dr Emil hat sich obr viergesahe; 'r hat gest'r'n sei Unn'r'schtiging gehult un hattse aus Virsicht eihgeschteckt. Wie de Zeit

rim war, ginge se zur Elektrischen. Dr Emil löset de Kart'n un sei Fraa war beruhigt. Weil'r nár wos Gald eihgeschteckt hat!

In Weiß'n Hirsch kunnt'n se obr doch ah nett die Schtund'n bluß hie un har las'n; do hieß 's áhm, emohl eifahr'n un wos v'rkehr'n; dos war firn Emil ka Freid; do wur ja sei Unn'r'schtiging imm'r klänn'r. Fir sich beschtellet 'r e Gelos Bier un fir sei Fraa e Tass' Raffee. Dozu packet de Aurele die von drhamm mietgenummene Bemme aus.

„Na wäht,“ saht do dr Emil halb arg'rlich: „die Bemme konnt'n mr drhamm aff'n, do brauchet'n mr nett esu viel Fahrgald na ze wend'n, im se do hier ze v'rkehr'n.“

De Aurele saht nisch drauf un dacht: Nacht hoht'r schüh, wänn mr dos esu getraut hätt'n, wár'n mr nett gefahr'n.

Wie dr Emil bezohlt hat, mahnet 'r: „Nu do müß'n mr halt immer noch e Schtick rimlas'n, amende traß'n mr a ne Münzn'r Paul.“ Obr se hatt'n kah Gelick, wenigst'n's drauß'n rim nett.

An dann Bahnhofsschalt'r war e grúß Gedräng; e richtige Schlang vun Mensch'n hat sich aufgeschteckt; dr Emil schtellet sich hint'n na un saht zr Aurele, se sellt nár dort drüm bei dar grúß'n Säul' schtiehe bleim.

De Aurele war vun dann viel'n rimlas'n ganz kaput un sog sich nooch ánn'r Sitzgelahng hat im; ei halt! dort war ja in dr Eck drinne e Schtuhl odr bess'r e klaa Bänk'l mit Lahne unn'r ánn grúß'n Bung in dr Wand eifügt. Esugar e Fußhitch'l war unt'n abgebracht. Do kunnt se esu lang ausruhe, bis die Mensch'n'schlang bedient war.

In dann Wandbung schtand ah e grúße Schrift, obr die Aurele bracht's nett raus, weil se sehr schwache Nahng hat. Se sezet sich nei in dann Schtuhl un dacht: Worim muß sich däh noch niemand vun dann Fahrgäst'n reigesetzt hohm! Off amohl entdeket se ánn Messingknopp.

„Nu juwos“, saht se halblaut fir sich hie. „Zuwos muß däh dar Knopp abgebracht sei“ un se kam in die V'r'suching, emohl drauf ze drick'n! Obr im salb'n Nahngblick war de Aurele mit'n ganz'n Schtuhl — v'r'schwund'n!

In dann Bung schtand ze las'n: „Fahrstuh'l. Diesen Stuhl dürfen nur die benützen, die eine Karte für die Ausstellung im Erdgeschoß gelöst haben. Ein einmaliges Drücken auf den Messingknopf genügt, um den Stuhl in Bewegung zu setzen.“

Unt'n schtand dr Schtuhl vun salbr schtille. De Aurele obr sog kasweiß aus in ihr'n Gesicht un war zearscht nett im Schtand, e Wort ze red'n. Dar Mah, dar ne Fahr'schtuhl bedienet, v'r'langet ihr de Kart oh (ab), obr sie hat doch k a h n e.

Endlich bracht se die paar Wort raus: „D dar v'rhaarte Schtuhl! Füh'r'n se mich bitte nacht geschwind zu mein'n Mah, mir miß'n doch mit'n Zug nooch Drasnd fahrn!“

„Nun, da ist es das Beste, Sie setzen sich gleich wieder in den Fahrstuh'l und fahren wieder hinauf,“ saht dar Mah.

Obr kane Nacht dr Balt hätt'se wieder in dann Schtuhl neigebracht. Nu führet se dar Mah im Bahnhof nimm un e Trepp nauf. — Dr Paßl'r obr war nirngds ze sahe. Wie 'r seine Kart'n gelöst hat, trof 'r an Schalt'r ah ne Münzn'r un mahnet, ihe wellt 'r geleich sei Fraa ruf'n, die schtänd hinn'r dar grúß'n Säul.

„Aurele, Aurele, kumm!“ Aber se kam nett. Dr Emil rennet hie un saht ganz dr'schrock'n: „Paul, mei Fraa is wag, mei Fraa is wag!“

In dannalm Nahngblick kam se zr Bahnhofstir rei mit v'rheitt'n Gesicht. „Nu sog mr nár, wos hoht däh dos ze bedeut'n?“ saht ziemlich aufgeregert ihr Mah.

„D dar v'rhaarte Schtuhl, dar v'rhaarte Schtuhl!“ Wetter kam de Aurele nett; dänn 's hieß geschwind eischteing. In Zug drzehlet se ihrn Schraack immer mit nass'n Nahng.

Ihr Emil obr muß am End anoch lach'n un nochert leget'r fänn Arm im ihre Schult'r un saht: „Na, weil iech dich nár wied'r hoh!“

De Münzn'r Gertrud, die drweile ihre Záhwieting ewing durch e Essenz v'r'triem hat, bedaueret ja die Aurele, muß obr ah dribr lach'n. Na, ne ann'r'n Tog wur ihr arme Freundin reichlich entschädigt. Do fuhr se e Stick mitn Dampfschiff un dos söhnet de Aurele wiedr aus.

Bilder aus aller Welt



Station Vatikan.

Bei der Einigung zwischen der italienischen Regierung und dem Päpstlichen Stuhl ist bekanntlich auch die Schaffung einer eigenen Eisenbahnstation für den Vatikan festgelegt worden. In Aussicht genommen ist hierfür der Bahnhof St. Peter, dessen Zugang durch die Vatikanmauer bisher gesperrt gewesen war. Nunmehr wird der Zugang wieder freigegeben, der Bahnhof selbst ausgebaut und für die Benutzung wieder hergerichtet. Unser Bild zeigt den päpstlichen Bahnhof. Im Hintergrund rechts die Kuppel des St. Peter-Doms.

Der Massenmord in der Chicagoer Unterwelt.

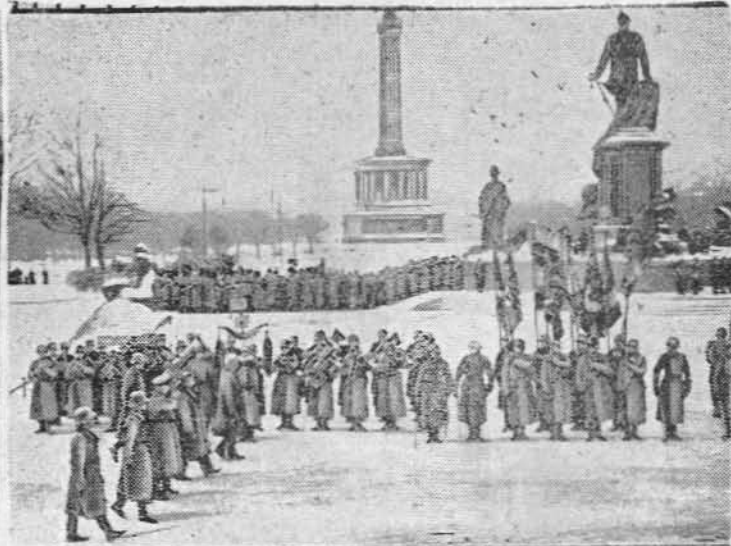
Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern die ersten Bilder von der kürzlich gemeldeten Verbrecherschlacht in Chicago zu zeigen, bei der



bekanntlich eine achtköpfige Bande von einer feindlichen Verbrecherbande mit Maschinengewehren niedergeschossen wurde. Unser Bild zeigt den Abtransport der Leichen aus der Garage.

Dem Gedenken der Toten.

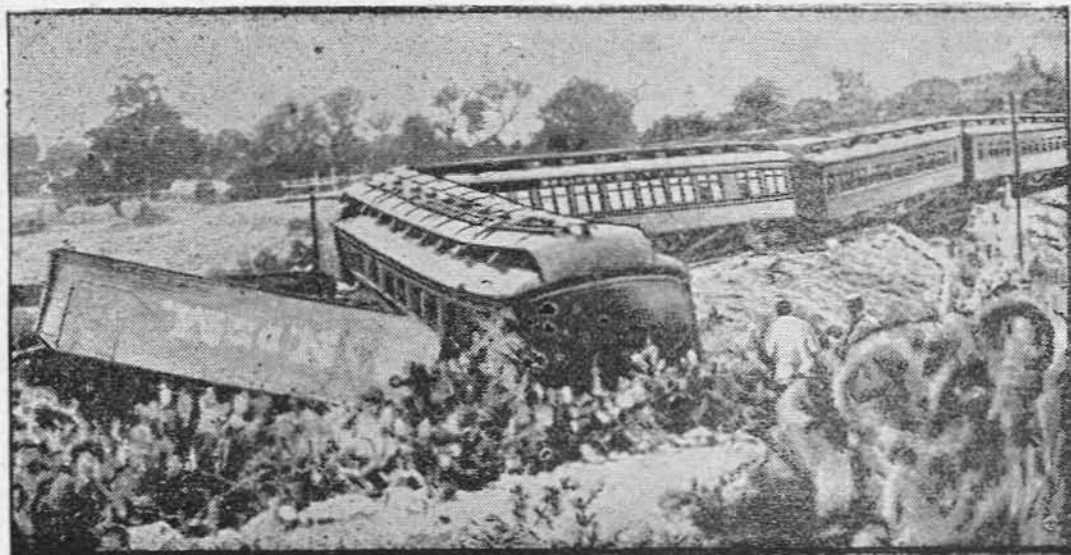
Aus Anlaß des Volkstrauertages fand in Berlin im großen Sitzungssaal des Reichstages eine Gedächtnisfeier für die Gefallenen des Welt-



krieges statt, an der u. a. auch Reichspräsident von Hindenburg teilnahm. — Unser Bild zeigt den Reichspräsidenten beim Abstreiten der Ehrenkompanie vor dem Reichstagegebäude.

Zum neuen Bürgerkrieg in Mexiko.

Vor einigen Tagen berichteten wir über einen Bombenanschlag auf den Zug des mexikanischen Präsidenten Porfirio Díaz, der jedoch seinen Zweck verfehlte. Heute sind wir in der Lage, unseren Lesern das Bild des Attentats zu zeigen. Wir sehen den durch Dynamitexplosion bei Cominfort zur Entgleisung gebrachten Zug des Präsidenten.





Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Firnlicht

Wie pocht das Herz mir in der Brust
roß meiner jungen Wanderlust,
wann heimaewendet, ich erschaut
die Schneegebirge, wie umblaut,
das große stille Leuchten!

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,
der Märkte Dunst, der Städte Staub.
Ich sah den Kampf. Was sagtest du,
mein reines Firnelicht, dazu,
du großes stilles Leuchten?

Nie prahl' ich mit der Heimat noch
und liebe sie von Herzen doch!
In meinem Weien und Gedicht
allüberall ist Firnelicht,
das große stille Leuchten!

Was kann ich für die Heimat tun,
bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entzieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
ein kleines stilles Leuchten!

Conrad Ferdinand Meyer.

Das Erlebnis der Berge / Von Hans Renhing

Lieber deutscher Wanderer, der du klopfenden Herzens und mit erwartungsvollen Sinnen ausgehst nach den großen Zeichen der deutschen Heimat, die Eisenbahn hat dich über die große mitteldeutsche Gebirgsschwelle des Thüringerwaldes herübergetragen in die Hügellwelt des Franken- und Schwabenlandes. Wie die Meereswellen ein Schiff hoch hinaufheben, so wird der Zug geschwind hinaufgetragen in Bergeshöhe und Waldesluft. Aus freundlichen Tälern kommt er her, in freundliche Täler geht er weiter, und den Augen ist es eine Weide, an den anmutigen Hängen vorbeizugleiten und durch die hügelige Welt sich hintragen zu lassen.

Tausend und aber tausend schöne Bilder liegen am Wege, und doch wollen sie dich, du deutscher Heimatwanderer, heute nicht so recht befriedigen. Denn deine Augen und deine Seele hungern nach der Gewalt und Größe der Alpen. Nur auf einem verhältnismäßig schmalen Streifen zeichnen sich sie in unser Reichsgebiet hinein, vom Bodensee herüber bis zum Königssee. Laß dich heut nun einladen, dort irgendwo Einkehr zu halten, laß dich in die Bergwelt der Allgäuer Alpen hinein führen.

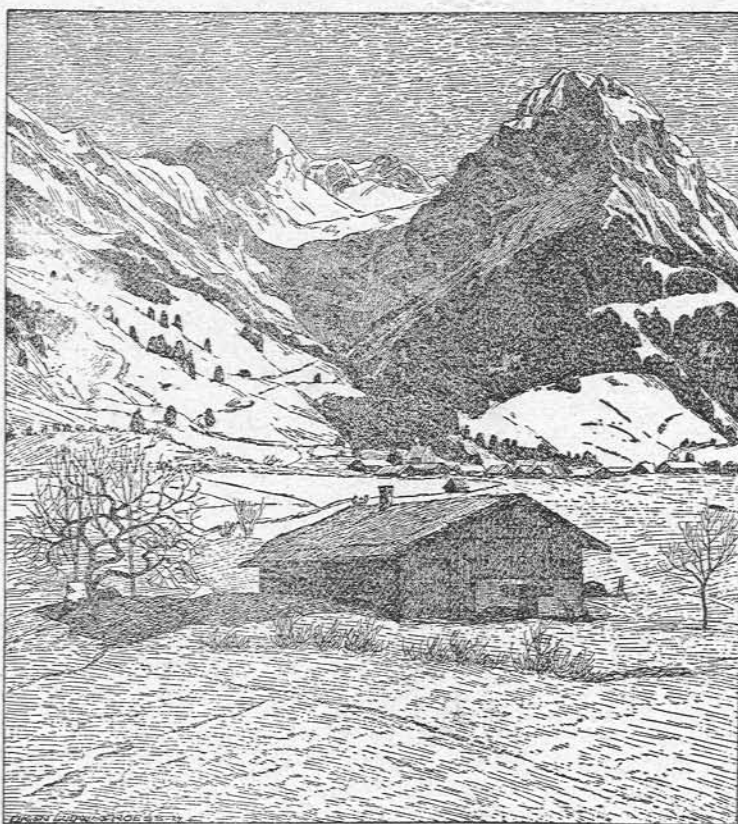
Von der alten Reichsstadt Ulm fahren wir illeraufwärts. Memmingen liegt hinter uns, und Kempten taucht auf. Wir kommen in eine ganz andere Welt hinein, in die wunderjam frische, satte Welt des grünen Allgäus. Die gelben Kornfelder sind längst hinter uns zurückgeblieben. Grün sind die Wiesen im Tal, grün die Matten am Berg, grün die Wipfel der Tannenbäume, die von den Höhen winkten, den runden Moränenhügeln, welche das Alpenvorland füllen. Wie tut das frische, satte Grün den Augen wohl! Und

wie freundlich blicken die stattlichen Bauernhäuser von den Hängen! Geduckt und breit mit flachem Dach schmiegen sie sich an den Hang und blicken mit breiten Fenstern hell ins Land hinaus. Rote Ziegeldächer leuchten da und dort noch freudig auf, aber je mehr wir dem

Gebirge näher kommen, um so mehr tragen die Häuser eine Holzdecke, beschwert mit wuchrigen Geröllsteinen, daß sie von den Stürmen nicht mit fortgetragen werden, wenn diese gegen die Bergwände rajen und von ihnen zornig wieder zurückgeworfen werden. Fast hinter jeder grün überlaufenen oder tannwaldbeschnittenen Hügelwelle ruht ein See und träumt selig in die grüne Welt hinein. Ehedem waren ihrer mehr, viel mehr, tausend helle, spiegelklare Augen der Bergwelt. Aber viele sind heute überwachsen, als wären die Wimpern der hellen Augen zu ewigem Schlaf geschlossen.

In Kempten läßt dich nun der eine Arm des Alpenlandwegzeigers in die Pfrentener Bergwelt ein, der andere in die von Oberstdorf, an deren Tor der gewaltige Gränten, der mächtige Bergfürst des Allgäus, Wache hält und wo dich das Hindelanger und Hintersteiner Tal und die drei Quellschüttler der bergwildem Iller, das Breitach, Stillach und Trettachtal, hinein führen in die Herztammern des Gebirges, darin im Frühjahr die Lawinen donnern, wo jahraus jahrein die wilden Wasser brausen und in zerrissenen Felsbetten schäumen, wo auf frischen Matten selbstzufriedene Herden

weiden und ihr eintönig-trauliches entrückten Winkeln die Einsamkeit steilen, hohen Bergriesen ansteigen und ihre Felsenhäupter in unbegreifliche Höhen traagen.



Nebelhorn u. Aubhorn (im Tal Reichenbach)
(Verkleinert aus „Oberstdorf im Schnee“, Alex. Fischer, Verlag, Tübingen)

Eugen Ludwig Hoerj

Wo du auch bist und hingehst, Menschlein, wie bist du klein in der Welt dieser ungeheuren Ausmaße! Und bebt es dir nicht unter den Füßen beim Gedanken an die Kräfte und Gewalten, welche diese Bergwelt so aufgefaltet und aufgetürmt haben? Vergißt du nicht den Atram des Alltags und erscheint dir nicht vieles nichtig und ärmlich, was dir oft den Tag gefüllt hat und als Kern des Lebens erschienen ist? Wird dir nicht ein neues Maß der Dinge gegeben, daß du hinfort klein und groß unterscheiden kannst? Ordnet sich in dir nicht alles klar und scharf? Wagst du hier die Lügen deines Lebens mit hereinzunehmen? Wahrheit und Klarheit! So zeichnenreden die großen Linien dieser Welt, Strenge, Verlässlichkeit! Und Reinheit ist ihr Atem. Es ist hier wie ein Läuterungsbad, und mit verklärten Augen und hohen Gedanken mußt du von diesen Bergen wieder heruntersteigen, wie einst Mose vom Berge Sinai, da er Gott geschaut hatte.

Deine Pulse klopfen stärker, du möchtest diese Bergwelt zwingen, möchtest droben auf den höchsten Zinnen deinen Blick ins Grenzlose schicken, möchtest das Nieerlebte und Nurerträumte einmal herznah und blutvoll erleben und deinen Sieg über die Bergwelt feiern? Aber kennst du die engen Grenzen deiner kleinen Macht in diesen menschenfernen, öden Weiten? Ein Fels stürzt und schlägt dich zu Boden, als wärest du nichts. In Wolkenbrüchen strömen Wildbäche zusammen und reißen dich fort wie einen Broden Geröll. Eine Lawine geht nieder und begräbt dich, als wärest du nie gewesen. Ein Schneesturm bricht los und löscht deinen Atem aus wie ein Kerzenlicht. Was willst du also, du kleines Menschlein? Ist nicht die ganze Bergwelt aufgebaut wie eine Truhburg der Lebensfeindlichkeit, dahinter der Tod, bereit zu hundert Ausfällen, lauert? Was willst du also und was bist du?

Ich will sehen, wie das Leben die tote Bergwelt zwingt! Jawohl, das will ich. Das Leben zwingt diese Bergwelt. Sie redet wohl in schwindelhohen Türmen und Zaden von ihrer Unzugänglichkeit und Unvergänglichkeit; aber alle die sieghaften Aufstiege, die wehenden Wimpel auf allen Gipfeln und die schier unabsehbaren Geröll-

felder strafen sie Lügen. Sie redet von ihrer unbefugbaren und unerbittlichen Lebensfeindlichkeit; aber das unaufhaltsam vordringende Leben pflanzt ihr seine grünen Siegeszeichen auf die Schultern und malt ihr seine grünen Tupfen, die Farben des Lebens, wie zum Hohn ins Gesicht.

Jawohl, auch droben auf fast unzugänglichen Matten und Armen ist Leben und wird Leben, und Schritt für Schritt kämpft es sich vorwärts. Ehedem waren diese Felsen alle kahl, größer, gewaltiger und troziger in ihrer Lebensfeindlichkeit, die sie verkörperten und für immer als unvergängliches Gesetz aufzurichten glaubten.

Viele schon haben das Spiel endgültig verloren. Das Leben ist in unaufhaltsamem Vormarsch. Auf der einen Seite trogt noch die Felswand; aber auf der andern hat das Leben völlig gesiegt; ganz oben auf dem First des Felsengiebels reden sich schlanke, zusammengeraffte Gebirgstannen wie Standarten des siegenden Lebens, und die andere Seite, der steilwandige Abstieg, bröckelt. Horch! Ein Stück hat sich gelöst und springt klingend über Schutthalben herunter. Aus abgeplitterten Stücken hat sich unten ein Wall gebildet. Ihn aber hat das vordringende Leben erstiegen. Latzchen haben sich als Staffeln von Schüzenschwärmen hintereinander niedergelegt oder niedergekniet und behaupten die errungene Stellung. Alpenrosen haben ihr dichtes Buschwerk in der ersten mageren Verwitterungsbede verankert und blühen so rot wie das lebendigste Leben. Vereinzelt Tannen stehen wie Führer umher, die den Vormarsch überblicken, Ordnung halten und Befehl geben. Da und dort ist einer vom vernichtenden Blitz oder vom rasenden Sturm niedergelegt worden. Niemand ist, der den Leichnam wegrühe. Da, wo er gefallen ist, bleibt er liegen und speist mit seinem Moder den Schoß des Lebens. Aber das Leben gewinnt, und seine grünen Siegeszeichen begleiten unsere Wanderung.

Das Leben! Welch großes Erleben schafft dir die Welt der Berge! Sie gibt dir das große Maß der Dinge und umweht dich mit ihrem reinen Atem. Der Erlebnis allergrößtes aber ist das von der Allgewalt des Lebens.

Bilder aus der Allgäuer Alpenwelt

Die Breitachklamm

Wir nähern uns der berühmten Breitachklamm, die durch eine großartige Wegeanlage im Jahre 1904/05 zugänglich gemacht worden ist. Ein in den Felsen geborhter Tunnel bildet gleichsam das Eintrittstor in diese Riesenerwerfste der Natur. Sind wir hindurchgeschritten, so sehen wir anfangs noch freundliches Wiesengelände; aber bald steigen starre Wände empor, in die der Pfad mühsam eingesprengt werden mußte. Lauter lärmt der Fluß, gewaltige Blöcke hemmen seine Bahn. Dann auf einmal schließen sich die Wände ganz eng zusammen, die Klamm beginnt. Ein weit ausgehöhlter Riesentopf, auf dessen Grund das Wasser als herrlicher grüner Gumpen erscheint, bildet den Anfang in der Reihe wilder, staunenerregender Szenarien, die nun aufeinander folgen: Strudel-löcher erscheinen in allen Größen, schwarz durchfurcht ist das glattpolierte Gestein, immer enger drängen sich die senkrechten, oft überhängenden Wände zusammen, und über die enge Kluft oben ist zweimal eine unheimliche Naturbrücke geworfen: abgestürzte Felsblöcke, die sich hier eingeklemmt haben; später erblickt man den von Menschenhand über den graufigen Abgrund gelegten Zwängsteg, der von unten wie ein einziges, schmales Brett anzuschauen ist. Und zu all diesen fesselnden Bildern nun das schäumende, tief unten brausende Wasser, das mit solcher Wut sein enges Gefängnis durchtobt, daß wir das eiserne Geländer, an dem wir uns festhalten, erzittern fühlen unter der Wucht des ungeheuren Anpralls. Den Abschluß der großartigen Szenen bildet ein prächtiger Wasserfall, und wenn wir die Felsen, die sich hier zur Tiefe senken, genauer mustern, so erblicken wir an ihnen außergewöhnlich schöne Gletschlachen: tiefebene, blankgeschleuerte Wände mit parallelen, von West nach Ost schräg abwärts gezogenen Kritzern. Sie zeigen uns die Verwerfungspalte, die wohl die erste Ursache gewesen ist, daß eine Breitachklamm entstand!

Wieder neue, eigenartige Reize zaubert der Winter hervor. Da schaut man Eisgebilde von märchenhafter Pracht. In eine Tropfsteinhöhle hat sich die Klamm gewandelt mit Stalaktiten und Stalagmiten, die in wechselnden Gestalten den Fels überkleiden oder als riesenhafte Zaden und Säulen in reizendem Farbenspiel aus der Höhe niederhangen. Nur dumpf rauscht der Bach unter der schneebedeckten Hülle, und grünlich schimmernde Eisberge türmen sich dort, wo im Sommer der Wasserfall niederstürzt.

Vom Freibergsee dem Gebirge entgegen

Auf einem weit vorgehobenen Ausläufer der Fellschnecke, nur 130 Meter über der Talstufe, liegt der schöne Freibergsee. Den klaren, grünen Wasserpiegel umkränzen die prächtigsten Wälder, hin und

wieder von heiterem Wiesenplan unterbrochen, und darüber herein schauen die Berge: hier eine dunkle Steilwand des Himmelschrofens, dort die zackigen Mauern des Griesgundkopfes, dort die scharfen Gratlinien der Höfats; und das alles ist zu einem so lieblichen Bilde vereint, daß man dieses Fleckchen Erde wohl zu den köstlichsten Rastpunkten zählen darf.

Und wenn man dann um das Westufer herum weiter wandert und den See immer wieder in anderer Umrahmung und mit anderem Berghintergrund und mit anderen Farbenwirkungen schaut, dann wird es einem fast schwer, von diesen Bildern zu scheiden. Aber nach kurzer Wanderung durch walddiges Gelände öffnet sich bei den Häusern von Schwand ein neues herrliches Bild. Wie in der Birgsau, so ragen auch hier die Dolomitenriesen von der Trettachspitze bis zum Bischof empor, nur daß hier durch die walddigen Ruppen des Gschlief ein malerischer Vordergrund geschaffen ist, der die kahlen Felsberge des Hintergrundes noch wirksamer erscheinen läßt.

Wer die Mädelegabelgruppe von Schwand und von Birgsau aus gesehen und bewundert hat, dem mag es zweifelhaft erscheinen, ob diese Berge von einem andern Standorte und in anderer Umrahmung noch gewaltiger erscheinen möchten. Und mit einem Gefühle neugieriger Erwartung schreitet man dem berühmten Einödsbach entgegen. Auf steinigem Pfade schreitet man durch schönen Wald aufwärts, bis eine Kanzel den Blick in die Tiefe enthüllt, wo in graufigem Felsenklunde der Bach seinen wilden Zorn austobt.

Halten wir die Augen noch ein wenig im Zaume, lassen wir sie bescheidenlich gesenkt auf dem grünen Rasenteppich ruhen, der sich da so merkwürdig eben vor uns ausbreitet, ein Anschwemmungsgebilde verratend; und erst, wenn wir vor Schraudolphs gastlichem Hause auf einer Bank Platz genommen haben, erst dann schauen wir mit raschem Augenaufschlag empor — und ein Ruf des Entzückens, der staunenden Bewunderung wird nicht ausbleiben.

Dieses Riesengebäude, das sich da so unvermittelt vor uns in den Himmel emporhebt, diese wilden Zaden und kahlen, mit weißen Flecken ewigen Schnees geschmückten Mauern; diese finstere, kassende Spalte des Bacherlochs; diese hellen, fastgrünen und doch so furchtbar steilen Hänge des Einödsberges; diese dunklen Wälder, die an den Ausläufern des Bodarkopfes hinanklettern; diese alten, prächtigen Holzhütten und die malerische Kapelle im Vordergrund — das alles vereint sich zu einem Gemälde, das, einmal geschaut, für immer den Sinn gefangen hält!

(Aus „Die Allgäuer Alpen“ von Max Föhrer-Reuther, Verlag Kösel, Rempten.)

Christian Lehmann.

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges.

(16. Fortsetzung.)

Unsere wilden Harzbäume trauern Winter und Sommer in ihrem Harzkittel, und wenn sie einmal abgehauen sind, bleiben sie ewig erstorben. Ach wieviel tausend große klätterige Bäume sind durch ungeheure Windbrüche und Paskverhauung auf den hohen Wäldern ohne eines einzigen Menschen Nutzen verkauft und vermodert? Vorzeiten nun, ehe soviel Hämmer und Hochöfen aufgetrieben sind, mußten sich die Hammerschmiede zu ihren Rennfeuern nur mit Kohlen von umgefallenem und zerbrochenem Holz auf den Schönburgischen Wäldern aufhalten und begnügen; das Stehende durfte niemand angreifen. Aber nachdem die Hämmer und Öfen sich vermehrt, und das metallreiche Gebirge sich je mehr und mehr entdeckt, sind die großen hohen Wälder unglaublich niedergelegt, gelichtet und geräumt worden, also daß die hohen und starken Tannen ziemlich selten werden, und es glaubwürdig zu befahren ist, es werde nach Verlauf von 20 Jahren endlich an gebirgischem Feuerholz mangeln, und manches große Hammergut in ein gemein Sandgütlein aus Ermangelung der Kohlen verwandelt werden.

2. Kapitel.

Von heiligen oder zur Abgöttin gehegten Wäldern.

Es ist außer allem Zweifel, daß die alten abgöttischen Deutschen auch den hohen Wäldern, Hainen und Bäumen wegen ihrer Größe und Einsamkeit, ihres Widerhalles, furchtsamen Schattens und Geräusches, sonderlich dadurch brausender Sturmwinde und Donnerkeulen wie auch spukender Waldgeister einige Göttlichkeit beigemessen haben. Daher erachte ich denn, daß auch etliche Wälder in und an diesem Gebirge mit der Folge der Zeit als heilige Gehäge gehalten worden sind, darinnen die alten Böhmen, Deutschen und Wenden ihre Götzendienste geübt, die Toten begraben und dabei große Feiern gehalten haben. Dergleichen heiliger Götzwald ist vermutlich gewesen zu Grünhain, ehe es christlich geworden ist, entweder an dem Ort, wo hernach das Kloster erbaut wurde, wie denn der Name Hayn und der Vorname Grün (von Gruna, der Wenden Hauptstadt) und das benachbarte Zwönitz (gleichsam Svantewitz, welches der Wenden Abgott gewesen) dahin deuten, oder nicht weit davon an dem Ort, welcher jetzt das Gehäge heißt, sonst auch Brennloch und Mittagsbrunn; das ist alles ein Holz hinter einander zwischen dem Spiegelwald und dem Viehknocken, hinter dem Kloster gelegen, 75 Ruten breit und 150 Ruten lang: es hat guten gewüchsigen Boden, drei Erbräume im Mittagsbrunn, fünf Erbräume im Gehäge und sonst 15 Räume, die vom Kloster den Behrfeuern und Grünhainern um Zins gelassen wurden. Es darf auch heutigen Tages niemand in diesem Walde hüten.

Ferner liegt über Hermersdorf nach Geyer zu der Fronauer Pronenberg oder Fronstein in einer solchen Höhe, daß man von demselben über Scheibenberg weit in Crotendorf sehen kann. Nun haben die alten Wenden dergleichen benannten Abgott Pnone verehrt. Dieser Name mag nun verloschen sein, und der Ort wird von den Anwohnenden Fronenberg geheißen, davon auch Fronau bei Annaberg den Namen haben mag.

Der Wenden Götzpfaff hieß Mücke; davon heißt der Mickenberg an der böhmischen Grenze über Breitenbrunn und Mickenhain an der Berndörfer und Forststeiner Rainung jenseits der Flöhe, ein Holz, welches um und um einer halben Meilen groß ist. Drittens liegt am Pfannenstiel, einem Schönburgischen hohen Wald, der so benannte untere und obere Gottswald, zum Städtlein Löbnitz gehörig, mag auch etwa zu frommen Zwecken verordnet und gestiftet sein. Endlich liegt am Wasser Flöhe gegen Forchheim ein Wald, das Trettenholz und Menigkau, lautet fast als Druidenholz und Memick d. i. deutsch. Denn es ist bekannt, daß der alten Deutschen Priester Druiden oder Truten geheißen haben. Die dabei liegende Blumenau ist lustig und bequem genug zu sol-

chem wilden Götzdienst gewesen. Wir führen aber dieses nur mutmaßlich an und lassen einem jeden seine Gedanken.

3. Kapitel.

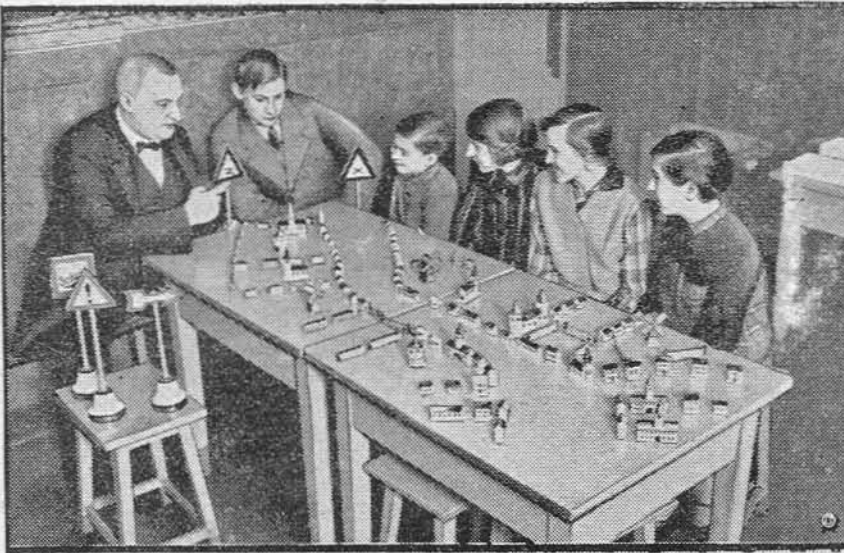
Von Harz- und Pechwäldern.

Ogleich in diesem Obererzgebirge etliche einzelne und kleine Hölzer davon den Namen haben, dergleichen im Schwarzenberger Amte drei sind: die Pechleithe, fährt sich an der achten Rundung an und geht bis an den Sofer Weg, hat 230 Ruten in die Länge und 160 in die Breite; dann auch der Schwarz- oder Harzwald an der Schneebergischen Mulda, der sich am Steinberg anhebt und bis an die Mulda geht, 620 Ruten lang und 400 breit; noch ein solcher Schwarzwald fährt sich an der Grünstädter Erbgütern an und endet sich bei dem Alten Fuhrwerk, 90 Ruten lang und 32 breit, so heißt doch insgesamt der ganze böhmische Wald gegen Meissen zu an der Tschopa und dem Schwarzwasser bis über den Wiesenthalischen Fichtelberg hinein Hercynia, der Harz- und Schwarzwald, davon jährlich viel tausend Zentner Pech abgeharzt, gemacht und in die Länder verhandelt werden. Dazu lassen sich insonderheit die Crotendorfschen Einwohner gebrauchen, mit Namen und Tat die Harzer oder, wie sie es ausreden; die Härze genannt, die nicht allein umher in der Nähe harzen, sondern auch in die Ferne und andere Länder ziehen und ganze Wälder den Grundherren abdingen, pragen, harzen und Pech daraus sieden und oft zu halben Jahren außen bleiben. Auch werden die kurfürstlichen Hölzer um Zins von den Amtleuten ausgelassen, wie man denn Nachricht findet, daß im vorigen Jahrhundert dreißig Personen aus Buda, Breitenbrunn, Soße, Bermannsgrün, Schneeberg und Schwarzenberg von der Tettauischen Herrschaft belehnt gewesen, mit Macht auf den Schwarzenbergischen Wäldern zu harzen. Diese Pechwälder haben damals die Gewerken von Großeltern und Eltern ererbt und bei Kurfürst Johann Friedrichs Regierung länger denn 100 Jahr in rechtsverwahrter Zeit in ruhigem Besitz erhalten, genutzt und gebraucht.

Vorjago fangen sich die Schwarzenbergischen kurfürstlichen Pechwälder am Schwarzwasser an und gehen an die Bermannsgrüner Gemeinde hinauf am Pölsbach bis an den Schieferbach, streichen zum Jägerhaus auf die faule Brücke nach dem Ochsenkopf, ferner zu den drei Tannen in der nassen Pfühe bis wieder zu der Schwarzenberger Gemeinde: das ist der eine Teil und seine Rainung. Der andere Teil raint von der Steinheidler Straße bis ans Schwarzwasser, ferner von des Richters in der Soße Gütern vom Schützeich an bis wieder an die Sofer Straße an eine Tanne, darein drei Kreuze gehauen sind, und endet sich hinein am Steinbach, sodann gehet der Schneeberger Rainung an. Ein großes Revier ist es, das ein Reiter kaum in einem Tag umreiten kann, in dem jährlich 305 Zentner gemacht worden sind, und als die Hölzer noch ganz standen, ist es auch nur vor einen Harzwald gerechnet worden; nun aber wird es in zwei Teile unterschieden, und weil die Wälder meist abgetrieben sind, ist das Zinspech durch die Forstbedienten am 23. Oktober 1648 in Geld verwandelt worden, also daß die unterschiedlichen Pechgewerken 80 Gulden Zins jährlich abstatten und zahlen sollen, davon etliche Wäldner besoldet werden. Vor alters aber mußte der 15. Zentner Zinspech ins kurfürstliche Amt geliefert werden. Anno 1666 konnte man kaum zwei Zentner Pech machen, weil die Hölzer sehr verhauen und verkohlt worden waren.

Die kurfürstlichen Grünhainischen Pechwälder erstrecken sich in fünf Meilen Wegs herum und begreifen unter sich den Kornhau bei Grünhain, den Spiegelwald bei Bernsbach, das Stückholz am Grünhain, das Matterholz bei der Waschleithe, den Viehknocken daselbst, die Heide bei dem Förstel, den Tannenwald bei Elsterlein, die Ueberschaar bei Tannenbergl, den Fuchsstein bei Elsterlein und Hermersdorf, die Beyerische Viehtrift, den Förstelberg, den Ruten bei Elsterlein und die Langeleith daselbst, den Zwönitzer Fußsteig, den Schagenstein und den Schindelwald.

(Fortsetzung folgt.)

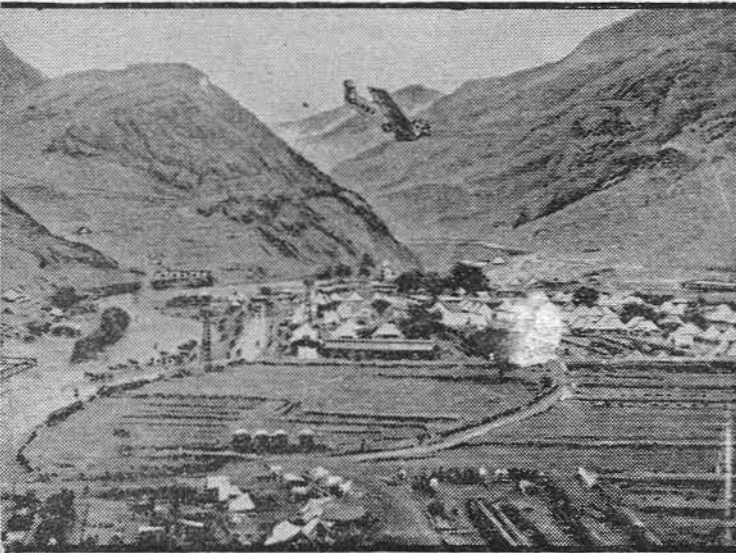


Helf! Unfälle verhüten.

In diesen Tagen findet, wie bekannt, im gesamten deutschen Reiche die Reichsunfallverhütungswoche statt. Unser Bild zeigt Berliner Schüler, die von Rektor Hauer über die Verkehrsregeln belehrt werden.

Der Abtransport der Ausländer aus Kabul.

Der Abtransport der ausländischen Gesandtschaftsbeamten aus Kabul ist nahezu beendet. Am 25. Februar ist auch der gesamte Stab der



deutschen Gesandtschaft nach Peshawar gebracht worden. Im ganzen sind bisher auf britischen Flugzeugen, einschl. der Frauen und Kinder, über 580 Personen, darunter 54 Deutsche, nach Peshawar gebracht worden, eine Leistung der britischen Luftstreitkräfte, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Unser Bild zeigt das englische Lager in Peshawar mit einem aus Kabul zurückkehrenden Flugzeug.

Der Kampf mit dem Eise.

Um der Gefahr des bei Tauwetter eintretenden Eisganges, der bei der außerordentlichen Stärke des Eises in diesem Jahre geradezu ver-



heerend zu werden droht, zu begegnen, sind von der Reichswasserstraßenverwaltung auf dem Rhein und den übrigen großen Strömungen umfangreiche Eisprennungen verordnet worden. Die größte Sorge gilt dem Freimachen der Flußmündungen, damit das Eis ungehindert abtreiben kann. Zu diesem Zwecke ist man mit der holländischen Regierung in Verbindung getreten. Unser Bild zeigt holländisches Militär beim Auslegen des Sprengstoffes.

Das Hochwasser kommt!

Die zum Teil eingetretene Warmwetterperiode hat die Gefahr großer Ueberschwemmungen in nächste Nähe gerückt. In allen bedrohten Orten Deutschlands, namentlich am Rhein, werden daher bereits die umfangreichsten Vorkehrungen getroffen. In Griechenland, wo die Schneeschmelze einige Tage früher eingetreten ist, hat das Hochwasser katastrophale Formen angenommen. In den Flußtälern der Struma und Mariza stehen insgesamt 100 000 Hektar Ackerland unter Wasser. Zahlreiche Dörfer sind von den Fluten unter Wasser gesetzt. Die Einwohner haben sich in die Gebirge geflüchtet. Unser Bild zeigt ein aus der ungeheuren Wasserwüste einsam aufragendes Haus im Tale der Mariza.

